



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue historische Literatur.

Das Leben Jesu von Ernst Renan. 1. Lieferung. Berlin, H. Müllers Verlag. 1863.

Enthält die Einleitung des Werkes und die ersten drei Capitel: Die Stelle Jesu in der Weltgeschichte — Kindheit und Jugend Jesu. Seine ersten Eindrücke — Die Erziehung Jesu. Die Uebersetzung ist mittelmäßig gut, obwohl sorgfältiger als die gleichzeitig erschienene sehr nachlässig gemachte, bisweilen sinnlose Eichlersche. Das Original hat in Frankreich das größte Aufsehen erregt — zwölftausend Exemplare waren binnen Kurzem vergriffen, während die Bischöfe in zahlreichen Hirtenbriefen eindringlichst vor der Kezerei des kühnen Professors warnten.

Und dieses Aufsehen unter dem französischen Publicum ist begreiflich. Noch nie hatte unsres Wissens ein französischer Gelehrter, der nicht der voltaireschen Richtung angehörte, sondern sich noch zu den Gläubigen zählen konnte, in diesem Grade gegen die kirchliche Ueberlieferung zu schreiben gewagt. Dazu kam eine nicht gewöhnliche Kenntniß der deutschen Forschungen auf biblischem Gebiet, viel gesunde eigne Kritik, die durch mancherlei treffende Bemerkungen überraschte, und schließlich eine von den Franzosen auch in wissenschaftlichen Schriften ungern vermiste Rhetorik, welche den Weg, den die Untersuchung ging, gelegentlich mit Blumen bald pathetischer, bald sentimentaler Art bestreute. Dazu kam endlich, daß der Verfasser die Kenntniß, die ihm ein längerer Aufenthalt in Galiläa vom heiligen Lande verschafft, zu sehr ansprechenden landschaftlichen Schilderungen und manchen feinen Schlüssen in Betreff der ersten Entwicklung Jesu und der Anfänge des Christenthums benutzte hatte.

Für Deutschland stellt sich die Sache, wenn wir Historiker vom Schlage Ewalds ausnehmen, durchaus anders. Wenn Renan durch halbes Hinübertreten von dem dogmatisch befangnen Gebiet auf die Bahn freier historischer Betrachtung unter seinen Landsleuten ungefähr ein Aufsehen erregt, wie Strauß seiner Zeit unter uns, so ist sein Standpunkt für uns Deutsche ein in den meisten Beziehungen bereits überwundener. Auch wir können sein Werk in vielen Einzelheiten mit Nutzen lesen, für das Eine und das Andere fruchtbare Anregung daraus entnehmen. Verdienstlich ist die Rücksicht, die er auf den Talmud nimmt. Eine neue sichere Gesamtaufschauung der evangelischen Geschichte aber gewinnen wir durch ihn nicht. Vielmehr macht er fast allenthalben den Eindruck eines in der Entpuppung aus ältern Zuständen Begriffenen. Häufig begegnen wir bei ihm den auffallendsten Widersprüchen und Schwanfungen, nicht selten willkürlichen Deutungen, und den großen Fortschritt zu wirklich historischer Behandlung der Entstehung des Christenthums, welchen die tübingen Schule angebahnt und zum guten Theil schon vollendet hat, hat er offenbar nur halb begriffen und sich angeeignet. In den wichtigsten Fragen folgt er noch ganz oder theilweise der alrationalistischen Methode, und die Stellung, die er zu den Quellschriften einnimmt, läßt ihn ebensowenig

auf der Höhe der neuesten Ergebnisse deutscher Wissenschaft erscheinen. Bezeichnend ist vor Allem, wie er sich zu der Frage über das Logos-Evangelium verhält, der Cardinalfrage in dieser Beziehung. Hier schwankt und irrt er in einer Weise, die man nach Baur's Schriften bei einem vorurtheilsfreien Historiker nicht mehr für möglich halten sollte. Der Verfasser ist ihm — einige Partien, z. B. das 21. Capitel ausgenommen — der Apostel Johannes. Die Reden sind unecht, die Erzählungen dagegen größtentheils echt und „in einer Menge von Fällen den von den Synoptikern mitgetheilten vorzuziehen. Namentlich die letzten Momente des Lebens Jesu erklären sich nur durch Johannes; eine Menge Züge aus der Passionszeit, welche bei den Synoptikern unverständlich sind, gewinnen in der Darstellung des vierten Evangeliums Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit.“ Die Reden, welche Johannes Jesu in den Mund legt, für authentisch zu halten, erklärt Renan geradezu für Thorheit. „Die Art, sich unaufhörlich selbst zu predigen, diese beständige Beweisführung, diese langen Begründungen im Gefolge jedes Wunders, diese Darstellung ohne Naivetät, diese steifen und ungeschickten Reden von häufig falschem und ungleichem Ton würden von einem Manne von Geschmack neben den köstlichen synoptischen Aussprüchen nicht geduldet worden sein. Es sind dies offenbar künstliche Arbeiten, welche uns die Predigten Jesu darstellen, wie uns die Dialoge Platos die Gespräche des Sokrates wiedergeben.“ Dies ist sehr richtig, aber um so mehr muß es verwundern, daß der scharfe Blick, der dies herausfand, nicht im Stande war, zu bemerken, daß die Erzählungen ganz ebenso gemachte Blumen sind wie die Reden dieses Evangeliums.

Und wie der Verfasser in Betreff der Quellschriften unter dem von der deutschen Wissenschaft erreichten Standpunkt zurückbleibt, so auch hinsichtlich der Geschichte, die sie enthalten, und namentlich hinsichtlich der übernatürlichen Ereignisse derselben. Wir wissen, daß die Wunder bei den Synoptikern Producte des Volksglaubens, unabsichtliche Dichtungen größtentheils nach Maßgabe des alttestamentlichen Messiasbildes, Erzeugnisse der in jedem Volke thätigen mythenbildenden Kraft, bei Johannes absichtliche, für den vom Verfasser verfolgten Zweck berechnete Erzählungen sind. Renan stellt sich mehr auf den alrationalistischen Standpunkt. Er sagt: „Eine Beobachtung, welche nie Lügen gestraft worden ist, lehrt uns, daß Wunder nur in Zeiten und Ländern vorkommen, wo man an sie glaubt, in Gegenwart von Personen, welche geneigt sind, daran zu glauben. Kein Wunder hat sich noch vor einer Versammlung von Männern zugetragen, welche fähig gewesen wären, den wunderbaren Charakter einer Thatfache darzuthun.“ „Wenn es aber erwiesen ist, daß kein zeitgenössisches Wunder eine Untersuchung verträgt, ist es dann nicht wahrscheinlich, daß die Wunder der Vergangenheit, welche nur in Volksversammlungen erfolgt sind, uns gleichfalls, wenn es möglich wäre, sie bis ins Einzelne zu kritisiren, einen Beitrag zur Geschichte der Täuschungen liefern würden?“ „Bis auf Weiteres werden wir also den Grundsatz der historischen Kritik aufrecht erhalten, daß eine übernatürliche Erzählung nicht als solche angenommen werden kann, daß sie immer Leichtgläubigkeit und Betrug voraussetzt, daß der Geschichtschreiber die Pflicht hat, sie zu deuten und zu untersuchen, was daran Wahrheit und was daran Irrthum ist.“ So erblickt der Verfasser denn in allen übernatürlichen Ereignissen der Geschichte Jesu mehr oder minder Absichtlichkeit, so ist er fast überall geneigt anzunehmen, daß Jesus sich gewissen Vorstellungen und Wünschen des Volkes accom-

modirt habe, und so läßt er bei der Erzählung von der Auferweckung des Lazarus merken, daß dieses Wunder von der Familie in Bethanien arrangirt worden sei und daß Jesus selbst unter die Getäuschten gehört haben möge.

Mehr Anspruch auf Beachtung hat Renans Meinung, daß Jesus verschiedene Perioden der Entwicklung durchlaufen habe, daß die Art, wie er seine Stellung und Aufgabe anfänglich aufgefaßt, einestheils durch den Einfluß der Begeisterung seiner Anhänger, anderntheils durch den Widerstand seiner Gegner allmählig eine wesentlich andere geworden sei, so daß er, der zuerst nur als einfacher Volkslehrer aufgetreten, sich mit der Zeit die Würde des Messias beigelegt habe. Manches in den hierher gehörigen Stellen des Buches ließt sich recht gut, doch verlangen wir gründlichere Nachweise.

Skopas Leben und Werke. Von Ludwig Ulrichs. Mit einer lithographirten Tafel. Greifswald, C. A. Kochs Verlag. 1863. 262 S.

Eine sehr gründliche, indeß nur für das gelehrte Publicum geschriebene Untersuchung, die eine wesentliche Lücke in unsrer Kenntniß der alten Kunstgeschichte befriedigend ausfüllt. Mit Scharfsinn und Sachkunde verfolgt der Verfasser das vielbewegte Leben des großen Bildhauers, seinen Aufenthalt im Peloponnes, in Attika, Theben und Megara, auf Samothrake und in den verschiedenen Landschaften Kleinasiens und seine einzelnen Schöpfungen, denen er die Gruppe der Niobiden beizugesellen geneigt ist, um schließlich eine Charakteristik seiner Kunst zu geben. Skopas folgte nach dieser Charakteristik der von Phidias vollendeten idealen Richtung der Kunst mit Bewußtsein und schloß sich auch im Stil an diesen und an Alkamenes an, wenn er auch von Polyklets seiner Charakteristik und formaler Vollendung der Körperformen gelernt haben mag. Mit Vorliebe wählte er Jünglings- und Frauengestalten. Einen Zeus hat er wahrscheinlich nicht gearbeitet, Poseidon nur als Glied einer großen Gruppe. Jene jugendlichen Bildungen erscheinen theils in einfacher Schönheit, theils in der Bestimmtheit einer mehr oder weniger momentanen Situation, Apollon als Leierspieler, Ares in Liebesgedanken, Aphrodite in einer durch das Bad motivirten Entblößung, die Mänade außer sich in bakchischer Schwärmerei. Anmuth also ist sein eigentlicher Vorzug, und damit verbindet sich besondere Schärfe der Charakteristik. Diese letztere ist wieder häufig (und darin erkennt Ulrichs eine neue durch Einwirkung der Tragödie hervorgerufene Entwicklung der Kunst) ein gewaltiger Affect, welcher sich in Bewegung und Ausdruck lebhaft kundgibt und den Beschauer von der Nüchternheit zum tragischen Schrecken fortreißt. Zeigen sich diese Eigenschaften schon in Einzelwerken, wie jene Mänade, bewundernswürdig, so erreichen sie in der größern Gruppenbildung ihre höchste Stufe. An die Stelle der ruhigen gesellschaftlichen Gruppe, wie sie die Eroten in Megara zeigen, tritt eine gehaltenere oder bis zum Gipfel dramatischer Bewegung gesteigerte pathetische Lebendigkeit. Die Gruppen der Niobe und des Achilleus bezeichnen diese Pole. In der letztern sammelt sich um einen würdig theilnehmenden Gott der Held und dessen Mutter, Gestalten, in denen Freude über die Verklärung des Sterblichen zum göttlichen Heros und Wehmuth über die Kürze seiner irdischen Laufbahn sich mischen. In jugendlicher Schönheit strömen die Nereiden, in jugendlicher Kraft die Tritonen herbei und bilden, jenen drei Hauptpersonen gegenüber, gleichsam zwei Halbkreise. Vereint lassen sie den Betrachter Wohlgefallen, Theilnahme und Nüchternheit zugleich

empfinden. In der Niobegruppe fällt das erste ganz weg, die Theilnahme wird zum Mitleid, die Rührung zum Schrecken; denn alles Schöne, das in ihr erscheint, trägt das Gefühl der Gefahr, die Ahnung der Ohnmacht, die Schmerzen des Untergangs der unvergleichlichen Mittelfigur der Gruppe zu, welche in dem Kinde die rührendste Anmuth, in der gebeugten Königin das erhabenste Pathos zeigt. Endlich betritt der kühne Meister auch dasjenige Gebiet der Anmuth, welches vom sinnlichen Reize berührt wird. Mit fecker Absichtlichkeit führt er die entblößten Reize der Aphrodite dem Auge vor und weiß selbst die schlachtentrunkene Amazone als eine üppige Schöne darzustellen. Sehr groß ist Skopas in der Kunst der Composition. Die Meisterschaft der Marmorarbeit, welcher sich der Künstler ausschließlicher hingab als die Uebrigen, wird in der Mänade am deutlichsten hervorgetreten sein. Die älteren Proportionen hat Skopas im Wesentlichen nicht verlassen, jedoch etwas verlängert, das Nackte in schwierigen Stellungen und den schwierigsten Bormurf, den weiblichen Körper, vollständig ausgeführt, die Gewandung, welche den verschiedensten Bewegungen des Körpers folgt, mit der kühnsten Sicherheit und völliger Freiheit behandelt und hierin sich von dem Stile des Phidias entfernt.

„Die Alten,“ so schließt Ulrichs sein Urtheil, „gaben Alkamenes den zweiten Preis in der Kunst, und er verdiente ihn gewiß, insofern er von jeder Ausartung und jedem Fehler frei den Weg seines Meisters gewandelt ist. Wenn aber neben der Schönheit die Originalität, der Reichthum der Erfindung, die Mannigfaltigkeit der Motive, endlich die Tiefe der Erregung in der Skulptur und die Tüchtigkeit des Baumeisters in Betracht kommen, so möchte Skopas ihm den Rang streitig machen.“

Eine erste Beilage verbreitet sich über das Zeitalter des Dipönos und Skyllis, welche, entgegengesetzte Ansichten Overbecks kurz abfertigend, nachweist, daß diese Künstler während der Regierung des Kleisthenes in Sikyon geblüht haben, und daß sie Ol. 50 dort einwanderten, Ol. 51, 3—4 von da nach Ambrakia gingen, nach etwa sechsjähriger Abwesenheit zurückkehrten und bis gegen Ol. 58 im Peloponnes thätig waren. Eine zweite Beilage handelt in sehr instructiver Weise von den beiden (d. h. dem alten von Herostrot verbrannten und dem neuen) Tempeln von Ephesus. Die artistische Beilage zeigt das Mausoleum von Halikarnas nach Peruginos und nach Pullans Herstellung.

Geschichte Friedrichs des Zweiten von Preußen genannt Friedrich der Große von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg. Dritter Band, zweite Hälfte (Schluß). Berlin, 1863. Verlag der k. geheimen Oberhofbuchdruckerei.

Behandelt die Geschichte des großen Königs vom Mai 1741 bis zum August 1744, von Belleisles Besuch in Deutschland und dem Bruch der pragmatischen Sanction bis zum Gewinn Ostfrieslands durch Preußen. Die Methode Carlyles, wenn man hier von Methode sprechen darf, ist bekannt. Es ist eine Geschichte mit Humoresken oder, wenn man will, in Humoresken, auf sehr gute Studien gegründet, voll treffender Charakteristik und anschaulicher Schilderung, reich an tiefen Gedanken und glänzenden Geistesblitzen, aber stets von der Stange abspringend, bald vorausnehmend, bald zurückgreifend, voll Ironie und Satire, in Ton und Stimmung oft mehr ein geistreiches Plaudern, in welchem neben den ernsthaftesten Erörterungen

die tollsten Scherze und Vergleiche, neben königlichen und kaiserlichen Majestäten, Marschällen und andern Excellenzen auch Höfereisel, Nachtmahre, imaginäre Sonnengötter in Allongeperrücken und andere seltsame Persönlichkeiten dem souveränen Humor, der diese Geschichte an sich vorübergehen läßt, vor die Seele treten. Daß hinter solchem Spuk eine sehr ernste und achtbare Gesinnung steht, bleibt nicht verborgen. Aber es ist doch oft lästig, sich dieselbe aus derartigem Potpourri erst herauszuschälen zu müssen. Die Uebersetzung ist, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit nahmen, so gut, als Carlyles Schriften sich überhaupt im Deutschen wiedergeben lassen. Auch Jean Paul wird sich im Englischen nicht so ausnehmen wie im Original.

Das Schwert Italiens. Lebensskizze des Generals Josef Garibaldi. Von Gustav Rasch. 3 Bände. Berlin, Verlag von Reite, Böttje und Comp. 1863.

In Veterinärschulen findet man die Abbildung eines Pferdes, welches an allen Fehlern und Krankheiten leidet, an welchen möglicherweise ein Pferd leiden kann. Es ist das Pferd, wie es nicht sein soll. Diefem Bilde vergleichen wir das vorliegende Buch, welches in der That so ziemlich Alles leistet und Alles unterläßt, was ein Buch, welches Anspruch auf die Bedeutung eines historischen Werkes erhebt, nicht leisten und nicht unterlassen soll. Wir wissen, daß man an derartige aus der Zeit für die Zeit geschriebene Dinge keine strengen Anforderungen stellen darf, und wir sind geneigt, dieser Regel nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Wenn der Verfasser aber so anspruchsvoll auftritt, wie hier, und so wenig bietet, wie hier, so muß auch die ausgedehnteste Rücksichtnahme zu Ende gehen. Zunächst erfüllt das Buch keinerlei Bedürfnis; denn es ist fast lediglich eine Compilation aus den bekannten Schriften über das Leben des italienischen Helden, schlechten und guten durcheinander, und es unterrichtet uns über die ersten Perioden dieses Lebens nicht besser, über die letzten sogar weniger genau als die betreffenden schon vorhandenen Mittheilungen. Die Kritiklosigkeit und Parteilichkeit des Autors ferner kommt nur der Selbstgefälligkeit gleich, mit der er seine Excerpte vorträgt. Die letzteren sind übel verbunden, voll steter Voraussetzungen und Wiederholungen. Wo der Verfasser Eignes vorbringt, beweist er meist nur, daß seine Befähigung unbefangenen zu beobachten und anschaulich zu erzählen gering ist. Sein Raisonement über die politischen Verhältnisse Italiens ist an vielen Stellen geradezu kindisch, seine Charakteristik Garibaldis von einer Ueberschätzung eingegeben, wie sie selbst unter den Verehrern des tapfern Generals, welche die Bänke unsrer Secunde einnehmen, nicht häufig anzutreffen sein wird. Darf sich doch Niemand unterfangen, Garibaldi staatsmännische Klugheit abzusprechen, wenn er von Herrn Raschs Artigkeit nicht für einen „einfältigen Reider“ erklärt werden will. Und wie der Inhalt, so die Form. Allenthalben unnöthiges Schauffement, pomphafte Phrasen, Sentimentalität und Pathos in Superlativen und daneben reichlichstes Schimpfen auf die Gegner, namentlich auf die schon gefallenen. Wir meinen, daß der Verfasser weder sich noch seinem Helden unter Verständigen mit diesem Elaborat einen Dienst geleistet hat, und für Verständige hat er doch wohl auch zu schreiben geglaubt, obwohl man häufig daran zweifeln möchte.

Die Völkerschlacht bei Leipzig erzählt von Dr. Heinrich Buttle, Prof. der Geschichte in Leipzig. Berlin, Verlag von B. Brigl. 1863. 228 S.

Wenn man den politischen Standpunkt des Verfassers, seine Liebhaberei für

Oesterreich, seine Abneigung vor Preußen berücksichtigt, so kann man sich fast wundern, daß er hier eine im Ganzen unparteiische Erzählung der großen Begebenheit geliefert hat. Bisweilen glaubt man sogar zu fühlen, daß das rechte Verständniß des Geistes, der die Freiheitskrieger Preußens beseelte, ihn überkommt, und recht gut klingt es, wenn er, der sonst ziemlich trocken schreibt, an einer Stelle sagt: „Wie ein den Frühling verkündender Sturm brausen die tapfern Söhne Preußens durch das erwachte Land — ewiger Glanz umstrahlt die Thaten dieser Jugendzeit der Befreiungskriege.“ Aber daß dieser Glanz hauptsächlich durch den Egoismus der österreichischen Politik getrübt wurde, muß man zwischen den Zeilen lesen, und nicht selten, z. B. bei Schilderung des Verhältnisses von Bernadotte zu Bülow, wo er letzteren in einer Weise entschuldigt, wie man jedes elende Benehmen entschuldigen kann, und bei Beurtheilung Yorks während des Kampfs bei Möckern, der doch den Sieg bei Leipzig entschied, drängt es ihn, die Preußen zu benörgeln. Dagegen ist die geringe Befähigung Schwarzenbergs nur kurz angedeutet, und wo es die Oesterreicher ins Licht zu stellen gilt, werden selbst so trübe Quellen wie Thielens „Erinnerungen eines 82jährigen Veteranen“ nicht verschmäht. Weitere Ausstellungen demnächst in andern Zusammenhang. Durchweg verständig ist, was über die Rheinbundsfürsten gesagt ist, und namentlich unterschreiben wir das freimüthige Urtheil des Verfassers über das Verhalten des Königs von Sachsen während der Schlacht. Die Schilderung der Schlacht selbst ist ziemlich lebendig und übersichtlich, obwohl wir die rechte Anschaulichkeit, die durch geschickte Herbeiziehung und Vertheilung des Details gewonnen wird, vermissen und der Stil ungleich, unruhig und durch zu häufigen Gebrauch von Fragesätzen gestört ist. Wie ganz anders tritt uns der große Kampf in dem Bilde entgegen, welches Häusser uns von demselben in der soeben erschienenen dritten Auflage seiner „deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“ entwirft, über die wir in Kurzem mit der diesem trefflichen Werke gebührenden Ausführlichkeit Bericht erstatten werden.

Ferdinand Schmidts Geschichte der Freiheitskriege. Bogen 1 bis 9.

Gut preussische und zugleich gut deutsche Gesinnung lassen die neue Schrift des bekannten Kinder- und Volkschriftstellers im Allgemeinen empfehlen, obwohl sie eben kein besonders stark empfundenes Bedürfniß erfüllt und das von ihr Vorliegende kaum viel Neues enthält. Auch hat der Verfasser sich vor Weiterschweifigkeiten und zu weit ausholenden Einleitungen nicht genügend gehütet. Was hat der Rückblick auf die Bourbonen und die französische Revolution, was Friedrich Wilhelm als Kronprinz und Gemahl der Königin Luise in dieser Ausführlichkeit behandelt mit den Freiheitskriegen zu schaffen? Endlich ist zu rügen, daß nicht selten die Phrase sich ungebührlich eindringt und bisweilen halbe Seiten nicht viel mehr als Wortschwall enthalten. Thaten, wie sie die Deutschen und vor Allem die Preußen in jenen gewaltigen Jahren verrichteten, bedürfen keiner Anpreisung, um als groß begriffen zu werden und auf den Leser zu wirken. Es genügt, sie einfach zu erzählen und das Detail geschickt zu gruppiren, wozu der Verfasser sonst nicht ohne gute Anlage ist.

Die asiatischen Feldzüge Alexanders des Großen. Nach den Quellen dargestellt von Dr. G. F. Herzberg, auß. Prof. der Geschichte an der

Universität Halle. 1. Theil. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1863.

Bildet den 14. Band der von Eckstein herausgegebenen „Jugendbibliothek des griechischen und deutschen Alterthums“ und schließt sich den früheren Bänden dieser empfehlenswerthen Sammlung würdig an. Wie in seiner Bearbeitung der Anabasis hat der Verfasser durchweg nach den Quellschriftstellern, zunächst nach Arrian, dann nach den Mittheilungen von Diodor, Curtius, Plutarch, Justin und Polyän gearbeitet. Zugleich aber wurden neuere Historiker wie Grote und dessen geistvoller Gegner Jäger und selbst Einzelschriften fleißig und mit Sachkenntniß benutzt. Endlich haben in Betreff der militärischen Verhältnisse die Arbeiten Mügells und die einschlagenden Abschnitte aus Köchlys und Rüstows Geschichte des griechischen Kriegeswesens gebührende Berücksichtigung gefunden, so daß das Werk auch vor der strengen Wissenschaft die Probe besteht. Die Form ist ebenfalls zu loben. Der Verfasser versteht zu erzählen, seine Charakteristiken sind überall wohl gelungen, seine landschaftlichen Schilderungen, seine Schlachtenbilder von großer Anschaulichkeit. Der erste Theil verfolgt den Eroberungszug der Macedonier und Griechen bis zum Mai des Jahres 330, wo Alexander nach Lösung der ersten Hälfte seiner riesenhaften Aufgabe, d. h. nach Eroberung der Westhälfte des persischen Reichs von Armenien bis hinab nach Susa, Babylon und Persopolis, gegen die iranischen Provinzen und zunächst nach Medien aufbrach, um den letzten Widerstand zu brechen, den ihm Darius entgegenstellen konnte. Der zweite Theil wird den Schluß bringen, und gedenkt die Verlags-handlung demselben eine Karte des Kriegsschauplatzes beizugeben.

Vermischte Literatur.

Handbuch der Statistik nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von Adolf Frank. Erste Lieferung. Breslau, Verlag von Wilhelm Gottl. Korn. 1863. 192 S.

Ein höchst reichhaltiges Buch, welches in übersichtlicher Zusammenstellung und sachverständigen Vergleichen eine Statistik Oesterreichs, Preußens, Deutschlands und den Schweiz gibt. Nachdem ein erster Abschnitt Gebietsumfang, Volkszahl und Volksvermehrung in den deutschen Kleinstaaten, den Mittelstaaten, Preußen, Oesterreich, den freien Städten und der Schweiz betrachtet, zeigt ein zweiter in derselben Aufeinanderfolge die Bevölkerung nach Geschlechtern und Geschlechtsverbindungen (das Verhältniß der Kinder und Erwachsenen, Männer und Frauen, Ehen u. s. w. zur Bevölkerung), worauf ein dritter die Geburtsstatistik der genannten Staaten, ein vierter die Sterblichkeit in denselben untersucht. Dann werden die Einwirkungen der Getreidepreise, des Wohlstandes der Bevölkerung, der klimatischen Verhältnisse, der Berufsarten u. d. m. auf Leben und Sterben ins Auge gefaßt. Daran schließt sich ein Capitel über Ein- und Auswanderung der Bevölkerung, ein ferneres über Nationalität und Sprache und ein weiteres über die Verhältnisse der Religionen